

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
 und deren Sonder-Ausgaben.
 Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Unterwegs.

Heut ging ich den Weg, den an manchem Tag
 Ich fröhlich gewandert mit Dir!
 Und was eine liebe Erinnerung vermag,
 Ich spürte es an meines Herzens Schlag,
 Und Thränen sagten es mir.

Ich sah die alten Weiden entlaubt,
 Vom Raufreif silbern umsäumt,
 Die Felder des letzten Grüns beraubt —
 Und hab' doch die Sonne zu sehen geglaubt,
 Und habe vom Frühling geträumt.

Und sinkt auch nun rastlos Jahr um Jahr
 Ins Meer der Vergangenheit —
 Ein leuchtender Abglanz bleibt immerdar,
 Aus der sonnigen Zeit, die unser war. —
 Das war eine selige Zeit!

Dilma Krebs.

Glück.

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Endlich war es so weit. — „In einer Viertelstunde sind wir da, machen Sie sich nur bereit.“ benachrichtigte der Schaffner sie, „der Zug hält nur wenige Minuten.“ — Ulrike schob Hut und Schleier zurück, zählte ihr Handgepäck nach und saß schon lange sprungbereit da, den Griff der Handtasche in den vor Erregung bebenden Fingern, als endlich, endlich nach schrillum Pfiff der Wagen stand. Sie kletterte die hohen Stufen hinab, türmte ihre Habseligkeiten neben sich auf und blickte erwartungsvoll um sich. — „Das ist sie, natürlich! Mit Hutschachtel und Regenschirm - Futteral — fehlt nur noch Vogelbauer und Fußwanne!“ — Ulrike sah erstaunt in die Richtung, aus der, allem Wirrwarr zum Trotz, laut und deutlich die Worte bis zu ihr geschallt waren. Wachte sie so sehr den Eindruck einer auswandernden alten Stiftdame? Ihr Gesicht trug einen etwas kläglichen Zug, als ein älterer Herr auf sie zutrat und fröhlich sagte: „Lucie wird wohl recht haben, sie irrt sich selten. Also guten Tag, Fräulein Ulrike Mehn!“

„Guten Tag, Fräulein Ulrike Mehn, haben Sie mir etwas mitgebracht?“

Ulrike lachte nun auch, bejahte die Frage lebhaft und ließ sich ruhig von den dunklen Augen mustern, die unter braunen Haaren übermütig in den Tag schauten. — „Meine Tochter zeigt Ihnen gleich den Fehler, den Sie uns helfen sollen, einzudämmen: grenzenlose Unart und eben solche Unversfrorenheit, die sich für ein junges, deutsches Mädchen so wenig schicken, wie eine Trompete für einen Pfaffen.“ — Ulrike sah den Redner etwas betroffen an: Medefreiheit schien hier überall zu herrschen. Sie griff nach ihren Sachen, von denen der Herr Professor ihr höflich einige abnahm, während das Zigeunermädchen den Duff in die Luft warf und auffing und erklärte, für andere Lasten zu zart zu sein. „Schade, daß man ihr die Ausgelassenheit abgewöhnen will,“ dachte Ulrike, „sie steht ihr vorzüglich.“



Die Seeschlange. Nach dem Gemälde von K. Behm.

Die drei wanderten einige Straßen weit, bis sie durch einen Vorgarten in ein breitgebautes, geräumiges Haus eintraten. Gut gehalten sah alles aus und Ulrikes Augen ruhten bewundernd auf den schönen, alten Schränken des großen Flurs, der auf beiden Seiten Treppen zu einer freischwebenden Galerie aufsteigen ließ.

Lucie rief mit heller Stimme: „Katharina, wir sind da!“ und von oben ertönte die mahnende Antwort: „Sei nicht so laut, Kind, ich höre schon!“

Eine dunkelgekleidete Gestalt trat an die geschmückte Brüstung, ein blondes Haupt neigte sich vornüber, um die Fremde besser betrachten zu können und nach einer Weile sprach sie halblaut wie für sich: „Sie sieht noch jünger aus, als sie ist!“ Dann fügte sie lauter hinzu: „Seien Sie mir willkommen, Fräulein Ulrike, Lucie wird Sie mir wohl gleich heraufbringen.“

Lucie wird erst für sich sorgen und sich selbst einen Fuß holen,“ damit sprang sie in großen Sägen die Stufen empor, umschlang die Mutter und küßte sie lautstehend.

Der Professor folgte mit Ulrike, die von der Dame des Hauses herzlich begrüßt wurde, sobald das leidenschaftliche Mädchen ihr Zeit und Atem dazu ließ.

„Sie sehen,“ sagte die Mutter aufseufzend, „welch eine merkwürdige Genossin Sie haben werden: halb thörichtes Naseweis, halb superfluges Weltkind —“

„Halb Fisch, halb Vogel,“ äffte Lucie sie, „jedenfalls halb schöne Melusine, halb langbeiniger Storch,“ sie raffte das Kleid hoch und verschwand mit stielzenden Schritten ins Zimmer.

Kopfschüttelnd sah die Frau Professor ihr nach. „Kommt nie zur Vernunft, wenigstens nicht zu dem, was Ihr merkwürdigerweise darunter versteht,“ sagte der Professor lachend, „gebt Euch nur gar keine Mühe: sie ist mein Kind!“

Mit einem leisen Seufzer erkannte die Frau die Vaterrechte an, dann lud sie Ulrike mit einer Handbewegung ein, ihr zu folgen.

Drinnen hatte man für die Angekommene etwas Fleisch und belegte Bröte hingesezt; ein Mädchen brachte den Thee und die Familie schaute stumm zu, wie es der Ausgehungerter schmeckte.

Ulrike empfand freilich die Hevue peinlich, aber was half's? Man muß die Menschen nehmen wie sie sind und der neu empfangene Rat, stets höflich zu sein, klang ihr noch in den Ohren.

„Ich an Ihrer Stelle würde längst grob geworden sein,“ brach Lucie plöblich aus, „es ist iherlich, wenn Einem die Bissen in den Mund gezählt werden. Aber einen ganz guten Appetit haben Sie, das muß man Ihnen lassen: ein ganzes Cotelette, fünf Bröte, zwei Tassen Thee, vier kleine Kuchen — und dabei so eng geschnürt! Du, Vater, das Korsett gewöhnen wir ihr ab, sezt ihr nur gleich Deine Ansichten über die unnatürlichen Formen auseinander, dann soll sie einmal hören, wie sich ihre Eitelkeit an kommenden Generationen rächen wird; ehe ich solch ein Ding anzöge —!“

Ulrike warf einen forschenden Blick auf ihre Gestalt, die auf der Armlehne eines großen Fauteuils hockte. Sie war so schlank und geschmeidig gewachsen, daß man ihr allerdings den Mangel des fast unerläßlichen Toilettestückes nicht angehehen hatte, trotzdem wunderte Ulrike sich über diese Vorurteilslosigkeit eines jungen Mädchens, grade bei der wichtigen Frage.

Dem Professor schien es noch nicht an der Zeit zu sein, sanitäre Bestrebungen zu entwickeln. Er sah nach der Uhr, erhob sich mit wichtiger Miene und sagte: „Lucie, es wird Zeit zum Kauen!“

Sie waren beide aus der Thür, ehe Ulrike sich erheben und ihren kurzen Gruß erwidern konnte.

„Sehen Sie sich nur wieder hin, Kind,“ sagte die Frau Professor. „Genau nach einer Stunde kommen sie wieder, wir haben also Zeit zum Plaudern. Inzwischen sehen Sie nur einmal aus dem Fenster in den Garten — dann sind Sie gleich über eine weitere Familien-Eigentümlichkeit orientiert.“

Auf dem großen Nasenplatz, dessen dürrstige Grasnarbe von einem Reisschleier verhüllt war, liefen im Takt und Schritt der Professor und Lucie hin und her, Stiefel und Strümpfe in der Hand, die nackten Füße mit wahren Vergnügen auf die kalten Stoppeln drückend.

„Aha! Einen kleinen Nurenrapel haben sie!“ dachte Ulrike, „nun, das ist ja ungefährlich.“

Stillschweigend nahm sie ihren Platz wieder ein und sah mit Interesse in das schöne, fluge, ernste Gesicht, das sich neben ihr über die Arbeit beugte.

Die Frau Professor blickte plöblich auf und begegnete Ulrikes Augen; diese errödete tief, als sei sie bei einem Unrecht ertappt worden.

„Sehen Sie mich nur ruhig an, Kind, wir sollen ja mit einander leben, dazu muß man sich kennen — und Gottlob täuscht man sich über den ersten Eindruck selten.“

Sie nickte Ulrike befriedigt zu und dann fragte sie voll Teilnahme nach dem Schickal der zu ihr Verschlagenen. Ulrike fühlte sich schon ganz behaglich, als die beiden Schnellläufer wieder eintraten, hochatmend und ermattet, aber mit frischem Blick und munterer Laune.

„Das müssen Sie natürlich alles mit uns machen,“ rief Lucie, „Sie sollen sehen, wie wohl Ihnen das thut und welche roten Wangen Sie bekommen werden — und so volle!“

Sie blies die Backen auf und nahm sich dann ungeniert, was noch von Ulrikes Mahlzeit übrig geblieben war.

„Wenn sich Geist und Seele laben, Will der Magen auch was haben,“ citierte sie. „Und wo ist nun das Mitgebrachte?“

Ulrike reichte ihr die Apfelsine und erzählte lachend von der Geberin. „Erlauben Sie, die Dame war eine große Philosophin, ein sehr vornehmer, durchdachter Geist, schade, daß ich sie nicht kennen gelernt habe!“

Ulrike lachte fröhlich auf, aber sie begegnete einem solchen Ernst auf des Professors Zügen, daß sie betroffen abbrach.

„Sehen Sie,“ fuhr der Gelehrte fort und nahm einen dozierenden Ton an, „sie hat Ihnen mit einer Kleinigkeit ein Pfund Gold an gutem Rat geschenkt! Und sie machte Ihnen die Lehre in überaus seiner Weise handgreiflich klar, indem sie die Strafe folgen ließ und Ihnen die zweite Frucht vorenthielt. Sie muß auch eine gute Pädagogin, eine überaus gewissenhafte Mutter sein.“

Er schwieg, als hinge er tiefen Gedanken nach, Ulrike sah Lucies Blick bewundernd auf ihn hasten und unendlich klein erschien sie sich selbst, daß die Doctrine des kleinen Erlebnisses spurlos an ihrem Auffassungsvermögen abgeprallt war. Sie blickte verlegen um sich und traf dabei auf ein feines ironisches Lächeln auf den Lippen der Hausfrau, das aber bald wieder dem etwas schwermütigen Ausdruck wich; auch kam kein Wort, das Ulrike Aufklärung über den verirrten Sonnensirahl gegeben hätte.

Da ertönten auf der Treppe die harten, kurzen Schritte unruhiger Kinderfüße, die Thür öffnete sich und ein schwächlicher Knabe von ungefahr zwölf Jahren trat ein. Er reichte der Fremden die Hand, antwortete auf die Begrüßung der Seinen mit einem sehr artigen: „Guten Abend allerseits,“ zögerte einen Augenblick, als bejähnte er sich — dann aber saß er schon der Mutter auf dem Schoß, den Kopf an ihre Brust gelehnt, ruhig verharrend wie ein ganz kleines, müdes Kind.

„Is dies leine Lind krank?“ fragte Lucie spottend, „Milch trinken, Wiege dehen?“

„Daraus soll einmal ein tüchtiger deutscher Mann werden, aus diesem Puppchen,“ erklärte der Professor mit verächtlicher Bewegung auf den Ruhenden deutend. „Und was wird bei solch einer kindlichen Verzärtelung herauskommen? — Ach, wo ist die goldene Zeit spartanischer Erziehung geblieben! Und was man mühsam in ihm an Frische und Glasizität ausbildet, das ersüßt blinde Mutterliebe in nährlicher Nachgiebigkeit.“

„Das Kind ist müde, er soll sich erholen,“ antwortete die Mutter ruhig auf die offenen und versteckten Ansauldigungen hin. „Wen kann das wundern? Von sechs Uhr an ist er auf den Beinen! Erst kalt gebadet, dann vor dem Thee noch spazieren gegangen, in die Schule, in die Turnstunde — im Fluge gespeist — avertmals in die Schule, dann Freistunden gemacht, gehandelt, weitgelaufen, Fußball gespielt — nun soll er arbeiten! Nein, nun ruht er sich erst aus, mein Herzblatt, mein kleines, liebes Kind —“

Bei der Aufzählung all der Strapazen hatte ihre Stimme einen heftigen, gereizten Klang angenommen, nun sank sie zu zärtlichem Geflüster hinab.

Der Knabe sah sie mit großen zärtlichen Augen an, drückte sich noch fester gegen sie und nahm ihre Hand in die seine. Die Mutter blickte forschend und sorgenvoll auf ihn nieder, dann sagte sie: „Fräulein Ulrike, reichen Sie uns bitte eine Tasse Milch, die Kanne steht in der Höhe, das wird ihm gut thun, nicht wahr?“ Und sie strich über das müde Gesicht.

„Also Du giebst ihm doch in der Zwischenzeit, Katharina? Habe ich Dich nicht beschworen, diese unnötige Füttererei zu lassen, die nur überflüssiges Fett ansezt und die Magenthätigkeit überreizt? Um sieben Uhr giebt es ja schon Abendbrot, bis dahin wird er schon nicht verhungern.“

„Das nicht, aber ihm wird flau sein — reichen Sie mir nur die Milch, Fräulein Ulrike!“

Ulrike kam etwas zögernd mit der Tasse zurück, sie wußte nicht recht, welchen Ansicht sie vertreten sollte.

Feierlich sezte der Professor sich auf: „Noch einmal, Katharina, ich bitte Dich in unser aller Interesse, die Regeln zu befolgen, auf denen nach praktischen, mich mit Genugthuung erfüllenden Versuchen unsere Hausordnung basiert. Brichst Du ein Glied, so kann ich gewiß sein, daß bald die ganze Kette zerreißen wird. Bitte, Fräulein Ulrike, tragen Sie die Milch wieder fort.“ — Ulrike sezte die Tasse auf den Tisch zurück.

„Much ado about nothing“, sagte die widerspenstige Frau voll Hohn. „Eben noch hat Lucie das Hausgesetz beleidigt und Du hast es geschehen lassen. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig! Bitte, Fräulein Ulrike, geben Sie nur ruhig die Tasse her.“

Abermals ergriff Ulrike das Porzellan, doch auf halbem Wege blieb sie stehen.

Das Kind richtete sich vom Schoß der Mutter auf und sagte stolzen Tones: „Wenn mir so wenig ein Schluck Milch gegönnt wird, so danke ich überhaupt! Banken braucht Ihr Euch nicht um mich, noch für mich das Gesetz hintergehen!“

„Bravo, bravo,“ rief der Professor in die Hände klatschend, „das war das Wort eines vornehm denkenden Gemütes! Stolz lieb ich den Spanier! Und zur Belohnung, Fräulein Ulrike, soll er seine Milch haben.“

Nun lief Ulrike eilends an den Tisch, hochbeglückt über diesen Ausgang des Theorienkampfes — aber wie sie sich wandte, hörte sie die Thür gehen, hinter der eine leise weinende Kinderstimme verschwand.

Niemand sprach. Aber von dem Anblick, das sich traurig zurücklehnte, las Ulrike nicht die Freude über den Sieg, sondern einen herzzernagenden, tiefen Kummer, der seine Ursache wohl nicht nur aus der jüngsten Differenz schöpfte.

„Wer sich selbst überwindet, der wird herrschen!“ sagte der Professor pathetisch, küßte seine Frau auf den Scheitel und verließ das Zimmer.

„Gehen Sie mit Lucie,“ bat die Hausfrau ruhigen Tones, „sie wird Ihnen Ihre kleine Heimat anweisen, ich wünsche, daß Sie sich wohl bei uns fühlen.“

Ulrike verneigte sich stumm; besser gar nicht antworten, als dieses belastete Gemüt mit banaler Mitleid kränken. Es war ja auch noch nicht aller Tage Abend.

Die muntere Lucie war merkwürdig schweigsam bei dem elterlichen Disput geworden, sie fand erst unterwegs Sprache und Laune wieder.

„Da,“ sie stieß eine Thür auf, „hier, dicht neben mir, wohnen Sie! Waschtischgarnitur Nummer zwei und einen Lehnstuhl habe ich eingeschmuggelt! Unsere Polstermöbel stehen nämlich fast alle auf dem Boden. Keimträger und Staubbehälter sind's ja auch, ebenso wie Gardinen und Portieren — wir haben nur Rouleaux! — darin hat Vater ja recht; aber zum Faulenzen taugen die Holz- und Rohrstühle schlecht — ich bekomme überall blaue Flecke. Soll ich Ihnen vielleicht beim Auspacken behilflich sein?“



Die japanische Tragödin Sada Hacco mit ihrem Gemahl und ihrer Nichte.



Das neue Riesengeschütz zur Verteidigung des Hafens von New-York.

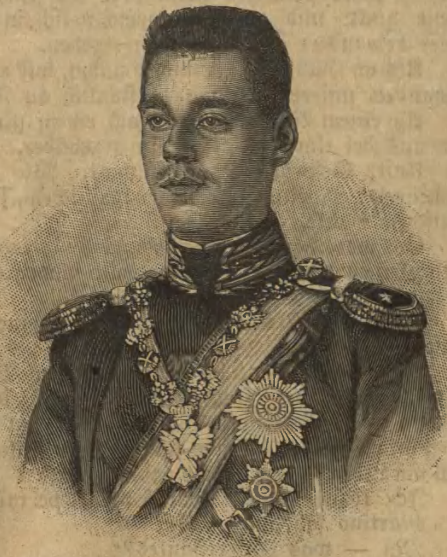
Ulrike bejahte freundlich und Lucie begleitete die aus der Tiefe des Koffers aufsteigenden Kleider und Wäschestücke mit kurzen Kommentaren: „Leinene Hemden — brauchen Sie hier gar nicht, können wir unten drin lassen! Wir tragen alle nur Wolle, Winter und Sommer — poröse, leichte Wolle! Da, noch ein Korsett — mit Fischbeinstangen — der reine Selbstmord! Mutter soll Ihnen gleich ein gestricktes Gesundheitsleibchen herlegen — da sollen Sie einmal fühlen, wie bequem man sich bewegen kann. Ein schwarzseidenes Kleid, Gott, wie fein! Mit Schleppel! Die schneiden Sie nur gleich ab, die duldet Vater keinen Tag, mit der tragen Sie uns Ansteckungskeime ins Haus. Und die Hacken von den Stiefeln müssen auch fort, die geben dem Körper eine ganz ungesunde Lage. Sie werden sich noch wundern, was alles an Ihnen geändert werden muß, ehe Sie in der Kleidung einigermaßen sanitären Forderungen entsprechen. Morgenröcke — werden Sie kaum nötig haben, denn nach dem kalten Bade — die Wanne steht unter ihrem Bett, das Mädchen füllt Sie Ihnen des Abends — gehen wir gleich spazieren und dann muß ich Freiübungen machen. Haben Sie einen Turnanzug mitgebracht — nein? Aber wie machen Sie es denn —?“

Ulrike belehrte sie lächelnd, daß sie bis dahin wenig körperliche Übungen getrieben habe, was Lucie mit ungläubig staunendem Gesicht anhörte. Und als Ulrike, der bei all den Aufzählungen leicht schauderte, sie nun bat, das Fenster schließen zu dürfen, antwortete sie zögernd: „Ich darf es eigentlich nicht erlauben; die Fenster in den Schlafzimmern werden erst um acht Uhr abends geschlossen, bei meinem Vater überhaupt niemals. Mutter schläft mit dem Kleinen, die beiden gestatten sich allerlei Unerlaubtes — leider! Denn das giebt dem Dienstmädchen ein schlechtes Beispiel. Vater mag schon nicht wenn zwei Menschen in einer Stube schlafen und Ajax Bett — ein schöner Ajax, dieser Knirbs! steht dicht neben Mutters und an die Wand gerückt haben sie es auch — das sei bequemer!“

Also das war auch gesund, die Bettstatt so mitten ins Zimmer zu stellen, hübsch war es jedenfalls nicht und Ulrikes Blicke ruhten etwas argwöhnisch auf dem breiten, aber sehr niedrigen Lager.

Lucie bemerkte ihre Zweifel und schlug die Decken zurück: „Da, keine einzige Feder mehr! Schöne Sprungfeder matrizen, ein rundes, hartes Pfühl unterm Kopf, eine wollene Decke zur Wärme! Wir nehmen auf Reisen alles Bettzeug mit uns, um nicht auf schlechte und unreine Hotelbetten angewiesen zu sein. In solchen Dingen sind wir ganz konsequent. Nun kommen Sie, Kleine, ich werde Ihnen das Haus zeigen!“

[Fortsetzung folgt.]



Großfürst Michael, Thronfolger von Rußland.

— ♦ Zauber der Heimat. ♦ —

Skizze von Georg Persch.

(Nachdruck verboten.)

Er war ein schroffer, unzugänglicher Geselle.

Als wir uns das erstemal begegneten, hatte er meinen Gruß kaum erwidert, und wir waren doch Landsleute, hatten dieselbe Muttersprache, die freilich selten genug gesprochen wurde, weil sie außer uns niemand im weiten Umkreise verstand.

Und Senor Gustavo Martino that auch anfangs so, als sei er ein vollblütiger Spaniole und kein „Gringo“.

Aber das mochte mehr Gewohnheit als Absicht sein. Später fiel sogar sein „buenos dias“ fort, und er sagte auf ehrlich Deutsch „guten Tag!“

Von dem Zeitpunkt an wurde er allmählich umgänglicher, und als ihn bald darauf das Fieber überfiel und ich mich seiner christenmenschlich annahm, da zeigte er beinahe so etwas wie Dankbarkeit und Freundschaft.

„Werde Ihnen auch beistehen, wenn es Sie mal packen sollte! Sie lachen? Sie meinen, das kann Ihnen gar nicht passieren? Na, seien Sie nur erst so ein Jahrzehnt in diesem gesegneten Lande!“

„Aber wenn Sie das Klima nicht vertragen können, weshalb bleiben Sie hier, und gehen nicht wieder nach Deutschland?“

In den von dem Fieberanfall noch dunkel umränderten Augen blitzte es seltsam.

„Niel!“ entfuhr es heftig seinen Lippen.

Als ich ihn erstaunt ansah, sprach er mit erzwungener Gleichgültigkeit von etwas anderem.

Daß Gustavo Martino — im Taufregister seiner Heimat stand er sicher als Gustav Martin — nicht gern an diese Heimat erinnert wurde, merkte ich auch bei späteren Gelegenheiten, und ich mußte dieser Abneigung, die jedes gemeinschaftliche schmerzliches Klückerinnern ausschloß, mit Bedauern Rechnung tragen.

Ich hatte mir zuerst die Frage vorgelegt, was meinem deutschen Gesährten die Heimat so gründlich verleidet haben mochte. Sein Charakter, seine Gesinnung schienen die eines untadelhaften Ehrengemannes zu sein. In seinem Wesen war nichts, was auf ein schlechtes Gewissen hindeutete, alles zeugte nur von einer maßlosen Verbitterung, deren Ursache ja eine sehr verschiedene sein konnte.

Was gieng auch mich schließlich an! Wir waren auf der anderen Hälfte der Erde, unter einem fremden, halb kultiviertem Volke und nicht in einer deutschen Kleinstadt, wo einer dem anderen unter die Weste guckt, und wo man gemeinlich in fremden Angelegenheiten besser bewandert ist, als in den eigenen.

Als ich Gustavo Martino so nahm, wie er war, wie er sich mir gab, gewannen unsere Beziehungen sichtlich an Festigkeit und Herzlichkeit.

An einem kühlen Abend, nach einem glühend heißen Tage, saßen wir uns bei einem Glase Wein gegenüber.

Unser Gespräch war verstummt. Wir griffen nach den neuesten Zeitungen: Martino nach seiner spanischen „Prensa“, ich nach unserem deutschen Blatte.

Es war heute keine besonders interessante Lektüre — Parteistreitigkeiten, Klatsch — gelangweilt schweiften meine Blicke über den Anzeigenteil hinweg.

Da las ich einen Namen, der meine Aufmerksamkeit erregte: Gustav Martin.

Das Inserat, das ich mit wachsendem Staunen durchslog, lautete: „Im Januar des Jahres 1876 verließ der Polytechniker Gustav Martin seine Vaterstadt Wismar und hat sich vermutlich nach dem La Plata begeben. Seine alte Mutter bittet ihn dringend, wenn er noch am Leben ist, ihr Kunde davon zu geben. Es ist ein letzter Wunsch!“

Ich konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken. Martino sah auf.

„Na — was Interessantes?“

Ich reichte ihm schweigend das Zeitungsblatt, und er las den Ausruf, las ihn mehrere Male. Ein Zittern gieng über seinen Körper, dann starrte er vor sich nieder.

„Es ist ein letzter Wunsch,“ murmelte er im Selbstgespräch und dann zu mir gewendet: „Sie haben das da ganz richtig mit mir in Verbindung gebracht. Der Gustav Martin bin ich. Er sollte allerdings tot sein, nur der Martino sollte noch leben. Aber es soll wohl nicht sein. Der erste Ausruf ist dieser hier nicht. Schon vor zehn Jahren wollte man etwas von mir wissen. Ich gab keine Antwort. Damals wars mein Vater, der mich suchte. Daß er es diesmal nicht ist, das —“ er strich sich nervös über die Stirn — „läßt mich annehmen, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

Der Landsmann leerte hastig sein Glas, um dann fortzufahren: „Ich komme Ihnen wohl ganz verändert vor? Aber was soll das Heucheln? So was greift einen wider Willen ans Mark. Die Mutter! Sie hat mir ja nichts Schlimmes gethan, aber sie war gewohnt, dem Vater in allen Stücken beizupflichten. Und als er mich damals aus dem Hause jagte — da hätte sie wohl mehr meine Partei nehmen können. Später hats gewiß beiden gereut, und ich würde schon auf den ersten Ausruf geantwortet haben, wäre mir nicht um dieselbe Zeit zu Ohren gekommen, daß mein Mädels mich auch aufgegeben und einen anderen geheiratet hatte. Eine harte Strafe für eine Jugendeselle!“

Vater, Mutter, Braut, die Heimat verloren! Bueno! ich wollte zeigen, daß ich sie allesamt entbehren konnte. Ich war inzwischen ja ein Mann geworden. Aber Sie wissen noch immer nicht, was ich eigentlich verbrochen hatte. Einen jungen Dozenten gefordert, und als er mir nicht vor die Klinge wollte, vor versammeltem Volke geohrfeigt. Eine Heldenthat, nicht wahr? Heute könnte ich mich tolllachen, wenn ich mich erinnere, daß ich mir damals ordentlich was auf meine Forsche eingebildet habe, tolllachen, wenns nicht gar so bitter für mich geendet hätte. Der Vater raste, als ich relegiert wurde, wir gerieten furchtbar aneinander, und der Bruch war fertig.

„Sie hätten wenigstens die dargebotene Hand wieder ergreifen sollen,“ bemerkte ich. „Und nun Ihre Mutter Sie bittet — —“

Martin sprang auf.

„Nichts davon! Das ist unmöglich!“

Er gieng nicht mehr, er lief fort, und ich bekam ihn mehrere Tage nicht zu Gesicht.

Da empfing ich unerwartet seinen Besuch.

„Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen.“

„Das heißt?“

„Daß ich nach Europa reise. Halten Sie mich für keinen Schwächling. Es geht nicht anders. Die paar Worte: „Es ist ein letzter Wunsch“, sind mir eine wahre Folter geworden. Ich muß die Mutter noch einmal sehen! In den nächsten Tagen fährt ein Dampfer — —“

Und Martin fuhr in die Heimat, und nach langen Wochen sandte er mir einen Brief: „Die Mutter traf ich noch am Leben. Nun erholt sie sich wieder. Der Arzt sagt, aus Freude für mein Kommen. Die alte Frau hat sich gefreut, als sie mich in ihre Arme schloß, wie sich eben nur eine Mutter über ihr Kind freuen kann, über ein Kind, das sie verloren geglaubt. Mir ist ganz eigen hier in der Heimat! Manchmal bin ich elegisch wie ein Verse machender Primaner! Meine einstige Braut habe ich auch wieder gesehen. Sie hat nur ein kurzes Eheglück gehabt und ist seit Jahren Witwe. Wir haben uns ruhig ausgesprochen, und ich habe eingesehen, daß ich sie früher zu schroff beurteilt habe. Die Verhältnisse tragen einen großen Teil der Schuld. Es ist zu Dreien in unserem Haushalt äußerst behaglich, und ich kann wohl sagen, daß es mich nicht wieder übers Meer treibt. Sollte ich aber doch einmal wiederkommen, so denke ich, wird die Reise weit schöner sein, wenn ich sie nicht allein zu machen brauche. Es ist das nur so ein müßiger Gedanke von mir — — aber wer kann wissen, was die nächste Zeit schon mir bringen wird. Den Zauber der Heimat habe ich erst jetzt in seiner ganzen Macht erkannt.“

— ♦ Sei kühl und schweige — ♦

Sei kühl und schweige, mein Herz, mein Herz,
Wie die Winternacht schweigt auf der Haldel
Viel Süßes ward schon erstickt und zerdriekt,
Und es ist so jung noch, was Dich beglückt,
Mein Herz, mein Herz,
Ein Frühling knickt sich so baldel

Frug nicht ihr Auge, mein Herz, mein Herz,
Wie verheißend es flammt und leuchtet!
Die Sterne, sie lassen das Funkeln nicht,
Sie grüßen jedwedes Angesicht,
Mein Herz, mein Herz,
Ob es lacht, ob die Thräne es fenchtet.

Glaub nicht ihrer Wange, mein Herz, mein Herz,
Ihr Purpur haftet nur lose!
Du hauchest der Wange die Blut nicht ein:
Durch's Fenster flattert der Abendschein.
Mein Herz, mein Herz,
Und wandelt die Lilie zur Rose.

Ihr Kleid ist so weiß, mein Herz, mein Herz,
Es knistert wie Schnee auf dem Steige:
Die Winde brausen, die Flocke fällt,
Und drunter liegt eine tode Welt —
Mein Herz, mein Herz,
Sei kühl, und lächle, und schweige!

Dieckhoff's Blätter



Der König überall. Gemalt von R. Warthmüller.

Der rätselhafte Herr.

(Fortsetzung.)

Komischer Roman von Heinrich Lee.

(Nachdruck verboten.)

Es gab an diesem Abend zwischen Vorchon und ihrer Mutter noch allerhand seltsame Mißverständnisse, über die wir indessen, da sie ja auf der Hand liegen, hiermit hinweggehen wollen.

„Was guckst Du denn,“ fragte die Stabsärztin, als man nach dem Abendessen die Lampe ansteckte, um noch einmal die aus Fulda angekommenen Briefe zu lesen.

Vorchon blickte in den Spiegel.

Von der Hitze waren ihre Stirnlöcherchen aus der Form gegangen. In ungeschöner graden Fäden hingen sie senkrecht über die Stirne hinunter. Vorchons sonst ganz hübsches Gesicht wurde entschieden davon beeinträchtigt. Und obwohl Vorchon ihrer Mutter wiederholt erklärt hatte, der fremde Herr ginge sie nichts an, so dachte sie doch in diesem Augenblick an keine anderen Dinge mehr, selbst nicht an das unselige Hörrohr, als nur an die eine Frage: Ob der Herr das mit den Stirnlöcherchen wohl gesehen hatte?

Die Hauptsache für beide Damen blieb vorläufig, das Hörrohr wieder zu erhalten.

4.

Es war wieder ein schöner Morgen.

Das Konzert der Hühner und Enten, das sich an jedem Tagesanbruch im Hofe des Adlers erhob und das allemal die Hotelgäste aus dem Morgenschlafe alarmierte, war verstummt.

Es ging auf acht.

Kaver, der Hausknecht, pochte bescheiden, aber anhaltend im Korridor an eine Zimmerthür.

„Herr Hannefried,“ rief er, „Herr Hannefried, Herr Hannefried!“

„Was ist los?“ rief endlich in grimmiger Stimme von innen zurück, die deutlich veranschaulichte, daß ihr Besitzer noch im Bette lag und vorläufig um diese Nachtstunde unbelästigt zu bleiben wünschte.

„Ihr Koffer ist da!“ sprach Kaver in das Schlüsselloch.

Als unmittelbare Folge von Kavers Mitteilung ertönte aus dem Zimmer ein schwerer dumpfer Laut, als wenn jemand hastig auf die Füße springt. Die Thür wurde aufgerissen und mit aufgeregtem Gesicht, aus dem auch die aller kleinste Spur von Morgenräumerei verschwunden war, nur mit dem äußersten Notbehelf bekleidet, ward Hannefried sichtbar.

Eine ältere Dame, Hannefrieds Zimmernachbarin, eine verwitwete Rätin, die grade vom Morgen Spaziergang heimkam und in den Korridor trat, schrie bei Hannefrieds Anblick laut auf und flüchtete wieder die Treppe hinunter.

„Wo ist er?“ fragte Hannefried.

„Er steht unten im Flur. Soll ich ihn raufbringen?“

„Doch selbstverständlich,“ antwortete Hannefried exaltiert.

In der Veranda saßen die Gäste schon beim Morgentaffee.

Die Adlerrösterin setzte sich von einem Tisch zum andern und machte jedem ihrer Pflegebefohlenen ein freundliches Gesicht.

„Ich möchte noch vormittag auf den Maxstein,“ sagte geschäftig der Postrat. Er sah vor seinem aufgeschlagenen Handbuch, einem Wegweiser durch Liebenau und Umgebung. Er faßte seine Rolle als Sommergast vom Pflichtenstandpunkte auf und wäre später von Liebenau nicht ruhigen Herzens wieder nach Hause gereist, wenn er nicht sämtliche Parteien und Sehenswürdigkeiten, die in seinem Buche angegeben waren, auf das gewissenhafteste absolviert hätte — „ob ich bis mittag machen kann?“

„Ich glaub, es wird wohl ein bißel zu viel sein,“ entgegnete die Adlerrösterin.

Die schon einmal erwähnten boshaften Leute behaupteten von der Adlerrösterin, daß sie grundsätzlich ihren Gästen von ausgedehnten Morgenpartien abriet, nämlich deshalb, damit sie bei der Table d'hôte keinen zu übertriebenen Appetit entwickelten.

„Ich werds doch machen,“ sagte energisch der Postrat und stand auf, „der Schlauch ist wohl schon fort?“

„Er wollte zum Brunnen,“

„Ich will mal hinsehen. Wenn ich ihn finde, nehm ich ihn mit. Wo ist denn der Herr Notar?“

„Der ist mit den Damen schon spazieren gegangen,“ entgegnete die Adlerrösterin rasch, als bereite ihr der Gedanke, daß der Postrat nicht nur einen zweiten, sondern sogar noch einen dritten Teilnehmer der Table d'hôte zu seinem Vorhaben verführen könne, wirklich eine Unbehaglichkeit.

„Guten Morgen,“ sagte der Postrat und ging.

Die Unterhaltung der wenigen Gäste, die bei dem schönen Morgen in der Veranda noch zurückgeblieben waren, wurde durch das Erscheinen Hannefrieds jetzt unterbrochen.

Hannefried sah verändert aus.

Er trug einen hellgrauen, neuen, eleganten Sommeranzug, einen ebensolchen weichen Hut, weiße Wäsche und eine hervorragend schöne, bunte Kravatte.

Pauline hatte ihm im Korridor schon angelächelt.

„Fein sieht der Herr Hannefried aus,“ sagte sie.

„Wieso?“ erwiderte Hannefried mit Gleichmut, als wäre er selbst der Einzige, für den seine Veränderung nichts auffallendes hätte. Auch die Blicke der Frühstücksgäste in der Veranda sah er.

Hannefried las die Morgenblätter, eins nach dem andern — denn er hatte keinen Grund mehr, so schnell wie möglich von der Veranda zu verschwinden — und rauchte eine Zigarre dazu. Die Rubrik der Familiennachrichten interessierte ihn sonst nur wenig. Diesmal blieben seine Augen nachdenklich darauf haften, und zwar speziell auf den Verlobungsanzeigen. Es mag vorläufig unentschieden bleiben, wie das zuging.

Endlich nahm er seinen Hut.

Es war Brunnenzeit. Auch Hannefried wollte heute einmal nach dem Brunnen.

Es gab nicht einen Brunnen, sondern zwei im Bade Liebenau. Beide lagen in den Kuranlagen.

Der eine, der Maximiliansbrunnen genannt, lag unmittelbar an der großen Promenaden-Allee. Er wurde zu den Brunnenzeiten, am Morgen und am Nachmittag, von den bleichsüchtigen Mädchen und Frauen umblökert. Mit dem gefüllten Becher und einer Glasröhre in der Hand spazierten hier die blassen Damen herum und nahmen durch die Glasröhre, um durch den mineralischen Gehalt des Wassers nicht ihre Zähne zu verderben, dann und wann aus dem Becher einen Schluck. Diese Damen hatten etwas Apathisches und Stilles. Nur wenn aus dem Orchester eindringlich das Cello ertönte, ging eine gemeinsamere, lebhaftere Bewegung durch die ganze Schar. Langsam wie Schwäne, die sich um ausgeworfene Brocken sammeln, glitten dann alle an das Podium heran, bis das Musikstück verklang und sie sich von neuem verstreuten.

Der andere Brunnen, der Ludwigsbrunnen, lag etwas abseits von der Allee und von diesem hieß es, daß er gut gegen Gallenstein sei. Außerdem lieferte er für die Table d'hôte, wie schon erwähnt, das erfrischende Tafelgetränk. Alle ernsthaften Herren promenierte darum und nahmen gleichfalls in den vorgeschriebenen Pausen ihren Schluck. Im Gegensatz zu den Brunnen von Karlsbad, dem Hofloch in Rissingen und dem Wiesbadener Kochbrunnen, wo die Kurgäste beschwerlich erst in langer Reihe stehen müssen, bevor sie ihren Becher erhalten, hatte der Liebenauer Ludwigsbrunnen den Vorzug, daß jedermann, der an ihn herantrat, selbst wenn es nur zu dem Zwecke geschah, ihn zu besichtigen, von den Brunnenmädchen, als wollte sie einen solchen Kunden sich nicht entgehen lassen, den Becher fast leidenschaftlich in die Hand gedrückt bekam. Der Brunnen wurde auch viel von den Vergnügungsgästen aufgesucht, und noch niemals hatte man die Behauptung gehört, daß er irgend jemanden geschadet hätte.

Als Hannefried auf dem Schauplatz des Ludwigsbrunnens erschien, stand das Vormittagstreiben vor demselben bereits in vollster Blüte. Wenigstens fünfzehn bis zwanzig Personen bewegten sich davor.

Er sah sich nach Bekannten um. Es war niemand vorhanden.

Noch niemals hatte Hannefried Brunnen getrunken.

„Was kostet es?“ fragte er, als er von dem Mädchen den Becher in Empfang nahm.

„Nichts,“ erwiderte das Mädchen und sah Hannefried verwundert an.

Hannefried erstaunte innerlich.

Er beschloß, fortan an jedem Morgen Brunnen zu trinken.

Dann schlug er den Weg nach der Allee ein.

Er dachte wieder an die Verlobungsanzeigen.

Er war nun fünfundzwanzig Jahr alt.

Wollte er aus der pekuniären Enge seiner Verhältnisse einmal heraus, so war heivaten das zunächst liegende Mittel.

In Chemnitz hatte er nicht daran gedacht.

Seine künftige Frau brauchte sogar nur einige tausend Thaler zu haben.

Die meisten Sortimenter fingen heutzutage ja überhaupt ohne Mittel und auf Borg an.

Als etablierter Buchhändler in einer Mittelstadt stand er in demselben gesellschaftlichen Rang wie ein Apotheker oder ein Gymnastallehrer. Stadtverordneter zum Beispiel konnte er dann mit Leichtigkeit werden.

Wenn Hannefried sich auf eine seiner Eigenschaften etwas einbildete so waren das seine gesellschaftlichen Manieren, die nach seiner Meinung dem weiblichen Geschlecht entschieden gefielen.

Weibesliebe dünkte ihm überhaupt ein hohes Gut und zu den Erinnerungen, die sein Selbstbewußtsein, besonders auf galantem Gebiet, in Spannkraft erhielten, zählte vor allem eine damals allerdings schon ziemlich hoch in den Zwanzigern sich befindliche adlige Geheimrats Tochter. Dieses Mädchen hatte er einmal, indem sie es duldete, geküßt, sich später aber, dem Zwange der Verhältnisse ge-

horchend, von ihr zurückgezogen. Seitdem betrachtete sich Hannefried als einen Don Juan.

Hannefried dachte an Fräulein Koch.

Sie schien ihm etwas Hausbäckens zu haben. Sie schien ihm wie ein Kartoffelacker, der aber Rosen tragen will.

Fräulein Koch war Guttsbesitzerstochter.

Die Agrarier klagten allerdings über schlechte Zeiten.

Zimmerhin — er beschloß, das Mädchen nicht aus den Augen zu lassen.

Hannefried durchmaß die Kur-Allee und schritt am Maximiliansbrunnen vorbei.

Er dachte an die bevorstehende Reunion, wo er sich allen diesen Damen, denen er vorläufig noch ein Fremder war, vorstellen lassen würde. Er musterte schon jetzt die verschiedenen Gesichter. Ein kleines, blasses, hübsches Fräulein, das, Becher und Glasrohr in der Hand, von einem jungen, höchstens fünfzehnjährigen Menschen begleitet wurde, fiel ihm besonders in die Augen. Er merkte sie sich.

Dann bog er in den Wald ein.

„Zur Teufelskanzel,“ stand auf einem Wegweiser. Hannefried dachte an etwas Grausiges, wie an die Wolfschlucht im „Freischütz“. Gelbrote Zeichen führten hinauf. Diesen Weg schlug er ein.

Zue selben Zeit wanderten auch der Postrat und unser Freund Schlauch durch den Wald. Der Postrat hatte Schlauch rechtzeitig noch am Brunnen erreicht, am Maximiliansbrunnen natürlich. Mit Vergnügen schloß sich Schlauch dem allgemein respektierten Beamten an. Das Militärverhältnis beider Herren bestand nur darin, daß der Postrat von ausnehmend langer und hagerer Figur war, Schlauch jedoch kurz und dick. Der Postrat schritt weit aus.

„Wäunten wir nicht ein bißchen langsamer gehen, Herr Postrat?“ sagte Schlauch endlich nach Atem ringend.

„Wir kommen sonst nicht hin,“ erwiderte kurz und geschäftig der Postrat.

An einem Kreuzpunkte im Walde, an einem Baume lehnd, wurde eine Gestalt sichtbar. Es war ein Mann. Er hielt etwas in der Hand, das von weitem wie eine hingehaltene große Milze aus sah. Auch seine Haltung hatte etwas Demütiges. Am Baume stand eine Bank.

„Ein Bettler,“ sagte Schlauch.

Der Posthalter war kurzschichtig.

„Ich gebe nichts,“ rief er dem Manne zu.

Erst als die Herren näher traten, bemerkten sie, daß sie im Irrtum waren.

Der vermeintliche Bettler war Bauchwitz. Die vermeintliche Milze war sein Rissen. Auf einem Spaziergange begriffen, wollte er ermüdet auf der Bank sich niederlassen, als sich der leidige Defekt des Rissens wieder geltend machte. So wartete er hilfesuchend auf jemand Vorübergehenden.

„Möchten Sie wohl so gut sein? . . .“ begann er grämlich, die beiden Herren anzureden.

„Es ist doch ein Bettler,“ sagte der Postrat, ohne weiter zu hören, zu seinem Gefährten.

Rasch waren beide Herren vorüber.

„Eine Dame,“ bemerkte Schlauch nach einer Weile.

Sie kamen eben an einer der Teufelskanzel benachbarten freiliegenden Felsenspalte vorbei, auf deren grauer Fläche unter allerhand Strauchwerk rote Erdbeerschlüge schimmerten.

Die Dame lehrte den Herren ihre Rückseite zu und da sie sich gerade beim Pflücken befand, von dieser nur einen Teil,

„Erdbeeren, Herr Postrat,“ setzte Schlauch lästern hinzu, „Wald-erdbeeren! Ob wir uns auch ein paar holen?“

„Wir kommen sonst nicht hin,“ wiederholte der Postrat in demselben vorwärts treibenden Tone, wie vorhin.

Schlauch sagte nichts mehr und schweigend schritten beide Herren weiter aus.

Inzwischen hatte Hannefried die Teufelskanzel erreicht.

Er war sehr enttäuscht. Seinen Erwartungen war geradezu ins Gesicht geschlagen. Dennoch setzte er sich auf die Bank. An und für sich schien ihm der Punkt nett, aber die Schloßausicht bei Chemnitz war doch bei weitem großartiger.

Fräulein Koch trat ihm wieder vor die Augen. In Pläne der Zukunft versunken, brannte er jetzt darauf, sie wiederzusehen.

Eine Biene summte um seinen Kopf herum. Hannefried wurde davon nervös. Er rückte ganz nach rechts, das Insekt folgte abermals. Mit dem Taschentuch nach ihr zu schlagen, wagte er nicht. Er stand unwillig auf.

Der ganze Vormittag lag noch vor ihm. Er langweilte sich. Er hatte jetzt seinen guten Anzug an. Er wollte nun mit Entschiedenheit etwas erleben. — Die Gestalt einer jungen Dame nahte zwischen den Buchen hastig heran.

Hannefried wurde aufmerksam.

„Gnädiges Fräulein!“ sagte er jetzt überrascht.

„Herr Hannefried!“ rief die junge Dame ebenso.

Es war Gretchen Koch.

Die Damen vom Gutshofe hatten, weil der Kutscher mit dem Pferde in der Dunkelheit Unglück gehabt und weil ein anderer Wagen nicht zu haben gewesen war, die Nacht in Liebenau verbringen müssen. Der Adler war gänzlich besetzt und so hatten sie in der Sonne übernachtet. Erst mittags sollte die Heimreise vor sich gehen. Beide junge Mädchen waren in den Wald Erdbeeren pflücken gegangen. Sie waren auseinander geraten und seit einer halben Stunde suchte Fräulein Koch ihre Freundin vergeblich.

Gretchen Koch senkte, nachdem sie mit ihrem Berichte fertig war, etwas verlegen die Augen zur Erde.

Hannefried setzte das auf Rechnung seiner veränderten äußeren Erscheinung.

„Wenn Sie erlauben,“ sagte er galant, „so helfe ich Ihnen.“

„Ach!“ flüsterte Gretchen Koch verwirrt.

„Ich kenne alle Wege im Walde,“ fügte Hannefried eifrig hinzu.

In sehr vielen Romanen, die Gretchen gelesen hatte, geschah es, daß junge Männer auf diese Weise im Walde jungen Mädchen begegneten und es war dann jedesmal die unausbleibliche Folge, daß die ersteren den letzteren eine Liebeserklärung machten. Die jungen Männer, die Gretchen von ihrem elterlichen Gute Klein-Loetzen her kannte, hatten noch nie den Eindruck in ihr erweckt, als ob sie derartige Begegnungen zu einem solchen Zwecke auszubeuten irgend wie die Absicht gehabt hatten.

Zum erstenmal befand sich Gretchen in der großen weiten Welt, fern von Klein-Loetzen, allein und sie wartete auf die Liebe und auf den Rechten, wie kleine Kinder auf eine neue, noch unbekannte Tante warten, die zu Besuch kam und von der sie sich bereits im Voraus fragten, was für schöne Sachen sie ihnen wohl mitbringen würde.

[Fortsetzung folgt.]

✽ Allerlei. ✽

Folgende hübsche Erinnerung frischet der historisch-geographische Kalender auf: In den Dezembertagen des Jahres 1870 waren unter den norddeutschen Gymnastiken folgende Verse über das Schicksal von Paris verbreitet, die einem Berliner Gymnasium entstammten. Von einem wichtigen Schüler, dessen Name unbekannt geblieben, war die allen Quartanern bekannte Regel von den vielen Wörtern auf is so umgedichtet worden:

Viele Dinge sind auf is
Längst verschwunden in Paris;
Panis (Brot), pisis (Fisch) sind am finis (Ende),
Und von canis (Hund) blieb nur crinis (Haar),
Selbst die saure cucumis (Gurke)
Fehlt schon längst, auch magulis (Meerfisch),
Und etwas ganz Rares ist
Felis (Katze) und das Mäuschen glis (Haselmaus).
Und, Paris, was ist dein finis?
Ignis (Feuer), lapis (Stein), pulvis (Staub), cinis (Asche).

Gemüthliches von der ostchinesischen Eisenbahn erzählt die in Wladimostok erscheinende Zeitung „Wladimostok“. Als ein mit Passagieren überfüllter Zug auf der Station Bizar hat, verließ ein „Mandschurez“, der während der ganzen Fahrt sich als „Held“ geriert hatte, den Wagen, um ans Buffet zu gehen, wobei er drohte, daß er jeden köpfen würde, der es wagen sollte, seinen Platz einzunehmen. Eine junge Dame, die auf der Station einstieg, ließ sich jedoch durch die Drohung nicht einschüchtern. Als der Mandschurez stolzen Mutes zurückkehrte, warf sie ihm ruhig den Säbel, den er auf dem Platze zurückgelassen hatte, ins Gesicht mit den Worten: „Sie haben gedroht, jeden zu köpfen, der Ihren Platz einnehmen würde; Sie dürfen aber nicht glauben, daß ein feiger Mandarin vor Ihnen

steht.“ Sprachs und richtete den Lauf eines Revolvers auf den Helden, der tapfer zurückwich und sich aufs Kapitulieren legte. Die Unterhaltung endete damit, daß die Dame dem Helden gestattet, sich zu ihren Füßen niederzulassen. In dieser niedrigen Stellung verharrete er bis Charbin, indem er sich von Zeit zu Zeit ängstlich vergewisserte, ob die Dame nicht wieder den Revolver auf ihn richte. Diefelbe resolute Dame beruhigte auf der Strecke zwischen Charbin und der Grenzstation den von ihr in etwas zudringlicher Weise Geld fordernden Schaffner durch zwei Ohrfeigen. Als Kuriosum soll noch erwähnt werden, daß dicht vor Bizar in der Nähe einer Arbeiterkaserne der Zug plötzlich Halt machte, weil der Maschinist das Bedürfnis fühlte, mit den Arbeitern ein wenig Karten zu spielen. Nachdem er diesem Vergnügen fünf Stunden lang gehuldigt hatte, konnte der Zug weiter fahren. — Eins von zwei Dingen lassen diese Mitteilungen unerhört erscheinen, entweder den Zustand auf der sibirischen Eisenbahn oder — die Phantasie des „Wladimostok“.

✽ Unsere Bilder. ✽

Der König überall. Nicht nur seinen großen Siegen, sondern auch seinem Wirken in Friedenszeiten verdankt Friedrich II. den Beinamen: der Große. Nachdem das Land durch Krieg und schwere Zeiten tief da-niederlag, suchte der König auf jede Weise Bürger und Bauern zu unterstützen. Die Landwirtschaft verdankt ihm vor allem die Einführung des Kartoffelbaues, dem sich die Bauern zuerst sehr widersetzen. Aber der alte Fritz zwang die Bevölkerung, die Kartoffel anzupflanzen und setzte Belohnungen für erzielte Erfolge aus, um die Bauern anzuspornen. Unser Bild veranschaulicht uns einen Besuch des Königs in einem märkischen Dorf, zur Befichtigung der Kartoffelernte.

Die Seeschlange. Henrik Svendsen ist nach längerer See- reise auf einem Ostindienfahrer glücklich auf deutschem Boden ge- landet und besucht heute zum ersten Male wieder die alte See- manns-Kneipe, wo er gleich in einem Dockarbeiter einen Be- kannten wiedertrifft. Nachdem Henrik sich einen recht steifen Grog bestellt, erzählt er, von seinem Tischgenossen nach seinen Erleb- nissen befragt, die schrecklichsten Geschichten. Daß die Schiffs- besatzung sich unrettbar verloren geglaubt hätte, nachdem das Gespenster-Schiff, mit dem Klabantermann am Steuer, dicht bei ihnen vorbeigesegelt sei — von Meerungeheuern und allerhand gräßlichem Spuk weiß er zu berichten. Vor allem aber — er hat die sagenhafte Seeschlange mit eigenen Augen gesehen, das über hundert Meter lange Ungeheuer. Die Schlange hat, so erzählt er, das Schiff stundenlang verfolgt, so daß der ganzen Mannschaft der Angstschweiß ausbrach, in anbetracht der Gefahr. — Erstaunt hört ihm der Nachbar zu und selbst der Herr am Nebentisch horcht eifrig. Henrik aber, der in der Erinnerung an das grause Schan- spiel ordentlich zu schwelgen scheint, trinkt einen Grog nach dem andern. Wie leicht hätte es anders kommen können! Und Meer- wasser statt Grog schlucken — — br!!

Der russische Thronfolger Großfürst Michael Alexandro- witsch, den wir unseren Lesern im Bilde vorführen, ist der jüngste Bruder des Kaisers. Er wurde nach dem Tode seines älteren Bruders Georg Alexandrowitsch, der im Jahre 1899 einem lang- jährigen Leiden erlag, zum Thronfolger ausersehen, da die Ehe des jetzt regierenden Kaisers Nikolaus mit der vierten Tochter des Großherzogs Ludwig IV. von Hessen, Prinzessin Liz. sich bisher keines männlichen Sprößlings zu erfreuen hat. Großfürst Michael ist am 22. November/4. Dezember 1878 geboren, steht somit im 24. Lebensjahre.

Die Leistungen der japanischen Tragödin Sada Yaceo, welche vor einiger Zeit auch in Berlin gastierte, haben in allen kunstverständigen Kreisen nicht nur sehr großes Interesse hervor- gerufen, sondern auch allgemeine Anerkennung gefunden. Das hohe künstlerische Vermögen der asiatischen Schauspielerin, die sich noch eines recht jugendlichen Alters erfreut, ist so bedeutend, daß sie sich mit hervorragenden Sternen der europäischen Bühnen getrost zu messen vermag. Wenn auch der ungeheure Zuspruch, den die Künstlerin in Europa fand, zum Teil mit dem fremd- ländischen ihres Erscheinens zuzuschreiben ist, so ist auch ihre wahre Liebe und ihr volles Verständnis für die Kunst wohl geeignet, die weitgehende Anerkennung, die ihr gezollt wurde, zu begreifen.

Das größte Geschütz der Welt ist jetzt die neue für den Schutz des Hafens von New-York bestimmte Bathmann- Kanone, deren Rohr eine Länge von 17 Metern hat und deren Kaliber 18 Zoll mißt. Sie wird mit 5 Zentnern Schießbaum- wolle geladen und versendet Geschosse von fast 2000 Pfund Ge- wicht. Dabei ist die Gewalt des Projektils im Verhältnis zu der enormen Masse verhältnismäßig nur gering; bei Schießversuchen wurden von den Geschossen 11 zöllige Stahlplatten nicht zerstört. Die Herstellungskosten betragen rund 350 000 Mark.

» Nachttisch. »

1. Begier-Bild.



Wo ist nur die Sennerin?

2. Silbenrätsel.

hum mi o an xa na ne ro di ti sy pa das zet phus pe cle e
si en do non ni ü ter

Aus vorstehenden Silben sind sieben Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von unten nach oben gelesen je eine Stadt in Sachsen ergeben. Die Worte bezeichnen: 1. römischer Kaiser, 2. Gattin eines berühmten Helben, 3. thebanischer Feldherr, 4. Erbauer von Corinth, 5. Komponist, 6. Muse, 7. israelitischer Prophet.

3. Rätsel.

Gelehnt an eines schönen Stromes Strand,
Bin ich bewohnt von einem heitern Volke;
Verändert man nur zweier Zeichen Stand,
Verscheuch' ich oft des Trüb'ns finst're Wolke.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Hinterhand wird bei folgender Verteilung verlieren: Vorhand: Bit-As, Bohn, König, Dame, Neun, Acht, Sieben, Karo-As, Dame, Sieben. Mittelhand: Kreuz-Neun, Acht, Sieben, Coeur-As, Bohn, Dame, Karo-Bohn, König, Neun, Acht.
2. Clara, Heland, Alma, Mantel, Jacob, Saone, Sommer, Ornament. — Albalbert Chamisso.
3. Affenthaler.

» Lustiges. »

Die künstlichen Menschen.



Wie Herr Schläule den Platzsuchenden durch seine Finger- fertigkeit ein überfülltes Kupee vorspiegelt und sich eine angenehme Reise sichert!

Satire und Humor.

Satire ist ein gar bößliches Gut,
Sie tadelt die Thorheit mit
jedem Mut;
Humor jedoch ist noch höher zu
schätzen,
Denn der weiß sich d'rüber
hinzuzusetzen.

Wohlthäter der Menschheit.

Junger Arzt (dem eine be- deutende Erbschaft zuziel): „Jetzt kaufe ich mir eine Villa, halte mir Equipage, amüsiere mich nach Leibesträften . . .“

Freund: „Na, und Dein Beruf?“

Arzt: „Den gebe ich natürlich auf!“

Freund: „Da hast Du recht; leben und leben lassen!“

Ausgleich.

„Sprechen Sie englisch?“

„Ja, aber sehr mangelhaft; nur wenn ich jemanden treffe, der 's ebenso schlecht kann wie ich — mit dem verständige ich mich vortrefflich!“

Rachsuchtig.

Dichter (dessen Stück aus- gezeichnet wird, wütend): „Das werd' ich ihnen eintränten, den Lumpen, gleich gehe ich hin und schreibe ein noch viel schlechteres Stück!“

Pech.

A.: „Warum ist denn der Huber so verstimmt?“

B.: „Ja, denken Sie sich, dem armen Kerl ist das Ehrenamt eines Volkszählers zu Teil ge- worden, und zu seinem Revier gehören seine sämtlichen Gläu- biger!“

Unschuldig verurteilt.

Herr: „Sagen Sie, gnädiges Fräulein, lieben Sie Byron?“
Fräulein: „Ne, wissen Sie, ich mag die Süddeutschen sich leiden.“

Beim Schopf gefaßt.

Mann: „Kollege Schulz war heute bei mir und wollte mich um fünfzig Mark anpumpen; ich habe sie ihm selbstverständlich nicht gegeben!“

Frau: „Ach, das war reizend, Männchen . . . was kauft Du mir für die fünfzig Mark?“

Kindliche Naivetät.

Mutter: „Sieh' nur, wie der Onkel wieder umeinanderpringt — früher konnte er nur ganz langsam gehen. Das kommt vom Brunnen trinken!“

Elkchen: „Nicht wahr, Mama, da hat der Onkel Springbrunnen getrunken?“